

SIMPLICISSIMUS

Stalin: „Der Mensch ist das wertvollste Kapital“ (Olaf Gulbransson)



Und so hast du mit diesem Kapital gehaust!

Der Mann mit den blauen Augen

Eine Geschichte aus vergangenen Tagen von Willfried Tollhaus

Emmerich Winzer war noch nicht fünf Minuten alt, da sagte die Hebamme bereits, er sei das entzückendste Kind, dem sie jemals mit ins Leben geholfen habe. Wenige Tage später begann in der Familie die Propaganda für seine empfindlichen blauen Augen. Als er ein Jahr lang in einer Windel in die andere gepackt worden war, stand für alle, die ihn kannten, fest, er würde ein Genie werden, es aber schwer haben, weil er zu gut in die Welt sei. Alle diese Erörterungen hat Emmerich erduldet. Er wurde Maler, ließ sich in einer deutschen Kunststadt nieder, hat in den letzten zwei Jahrzehnten eine sehr vielseitige Entwicklung gehabt, innerhalb derer ihm nichts fremd geblieben ist, was von den Kunstzeitschriften jeweilig für modern gehalten wurde. Selbstverständlich gab es neidische Menschen, die ihn einen dünnflüssigen Kitschler nannten. Wem bliebe das erspart? Der wahre Kitsch aber läßt sich allein von den dunklen Gewalten in seiner Brust leiten. Das tat auch Emmerich.

Man weiß, was Kritiker in der Regel für schwierige Charaktere sind. Auch ihre Frauen pflegen nicht selten ein solches und nicht in allen Fällen seelenvollen Gemüts zu sein. Emmerich ließ sich dadurch nicht hindern, sie schön zu finden, sofern seine weltfremde Seele das — meist im Widerspruch zu der herrschenden Meinung empfand. Er öffnete dann seine blauen Augen vor ihnen und breitete darin seine grenzenlose Bewunderung aus. Wenn er zum Tee in das Haus einer solchen Dame geladen wurde, sprach er nicht etwa über Kunst — und schon gar nicht über seine eigene —, sondern von dem unsäglich traurigen Blick eines müden Droschkenjagu, über den er gelegentlich zu weinen pflegte, von einer verhungerten Katze, die er in seinem Atelier aufgenommen und mit dem dortigen, über ein hundertjährigen Mäusen lebend zu spielen gelehrt hatte, von dem Lebensüberdüssigen, die durch ihn zum Glauben an edles Menschentum zurückgeführt worden waren, und von jenem Glück, das in der Entsagung besteht.

In der Zeit der gegenstandslosen Malerei nannte er seine mit Lineal und Zirkel äußerst sauber angelegten Farbtafeln: „Gedanken an eine ferne Geliebte“. „An-dacht“. „Ich wohnte lang in weiter Halden Schweigen“ (Baudelaire). „Die Weisheit lobt nur in der Wahrheit“ (Goethe). „Der Schatten Traum sind Menschen“ (Hölderlin). Schon diese Titel bewiesen, daß es sich um einen hochgebildeten Künstler handelte, der unmöglich die Bürger durch künstlerische Höchstleistungen zu verführen wollte. Niemand wird im Zweifel sein, daß eine so feine Seele auf Widerstand in jener Sphäre stoßen mußte, in der künstlerische Vereinigungen zu existieren pflegen. In ihr gibt es bekanntlich willkürlich zusammengesetzte Ausschüsse, die bestimmen, welche Bilder in Ausstellungen gezeigt werden und welche nicht. Ein rauher Mann namens Haberkorn spielte dort eine große Rolle. Er behauptete, Emmerichs Kunst wirke sehr schlecht auf den Magen und wecke verständigen Betrachtern das Bedürfnis nach Kognak. Das sei nicht die Aufgabe von Kunstausstellungen, was nichts gegen Kognak sagen solle. Alle anderen, denen so etwas widerfahren wäre, hätten das als ausreichenden Grund für eine Todfeindschaft angesehen. Nicht so Emmerich. Er stand mit verklärten Augen vor Haberkorns Malereien und bewun-

derte ihre gigantische Wucht. Auch verstand er es, an den Stammisch zu kommen, an dem Haberkorn allabendlich die Unbill des Lebens zu vergessen bemüht war. Dort bemerkte er, daß sein Gegner für einen Maler, der nur wenig verkaufte, einen erschreckenden Appetit und einen phänomenalen Durst hatte.

Welcher Schreck fuhr in Emmerichs weiches Gemüt, wenn er sich dachte, der hochbedeutende Künstler Haberkorn sei so leicht auf Abwege gekommen, ja, es beständen am Ende gewisse Beziehungen zwischen jenen Malern, denen er Geld abborgte, und jenen, deren Bilder in den Ausstellungen hingen!

Als er sehr anstrengend darüber nachgedacht hatte, bot er unmittelbar vor den Sitzungen der Jury für eine neue Ausstellung Haberkorn fünfzig Mark an, da dieser wieder knapp bei Kasse war. Haberkorn nahm sie. In den Sitzungen der Kommission sprach er trotzdem nicht schärfel gegen Emmerich als vorher. Da diese Gespräche streng vertraulich waren, pflegten die Interessenten sie am gleichen Abend zu kennen.

Emmerich erbat sich jetzt mit sanftem Augenaufschlag seine fünfzig Mark von Haberkorn zurück und wurde mürrisch vertröstet.

Damit ließ sich die Sachlage klar übersehen. Haberkorn hatte schon bei der Sitzung der Jury daran gedacht, daß Emmerich ihn mahnen würde, und, wie das in Künstlerkreisen üblich ist, diese unfreundliche Handlung übelgenommen. Die Bilder Emmerichs waren also aus unsächlichen Gründen abgelehnt worden. Da nun auch jenen Damen, denen seine keusche Anbetung aus der Ferne nicht verborgen geblieben war, auffiel, daß die Bilder des Mannes, der sie liebte, in der Ausstellung fehlten, fragten sie ihn, wie das zugehe. Emmerich deutete es stockend an. Jetzt erschienen Artikel: „Warum wurde Emmerich Winzer abgelehnt?“, „Ein verkantetes Genie“, „Willkür oder Gerechtigkeit?“.

Um dies allgemeine Vertrauen zu rechtfertigen, machte Emmerich Winzer eine Sonderausstellung, hielt selbst einen sanften Vortrag über sich und ließ sich von einem Freunde mit Stentorstimme aussprechen, daß ihm die Zukunft gehöre. Die Kritik liebte dicke Pflaster auf sein wundes Herz, dankbar dafür, daß ein allgemein interessierender Stank auch sie populär machte. Einige Kunstfreunde halfen dazu, daß auf mehreren Bildern der hübsche Zettel: „Verkauft“ klebte.

Haberkorn schickte jetzt die fünfzig Mark per Post zurück und richtete dabei an Emmerich eine sehr präzise, aber durchaus unpassende Aufforderung. Dieser lehnte ab, weil er das jetzt nicht mehr nötig hatte.

Auch die Regierung war nunmehr auf ihn aufmerksam geworden, zumal er in die Versammlungen der Partei des Herrn Kultusministers immer seine blauen Augen in der Nähe des Vorstandstisches aufleuchten ließ. Einmal kam es, als der Herr Minister sprach, zu einer Schlägerei, bei der Emmerich von einem wilden Gesellen, der ihn unrechtmäßig für einen politischen Gegner hielt, einen Kinnhaken bekam. Andere Mitglieder des Ausschusses, die Taschentuch vor die blutende Nase gehalten und wären nach dem Restaurant gegangen. Er aber wurde ohnmächtig und mußte mit einem Krankenwagen ins Spital gefahren werden. Dort empfing er, wie in den Zeitungen stand, den Beileidsbesuch des Herrn Ministers.

Bei der nächsten Zusammensetzung der Jury fiel Haberkorn aus, weil es die Mannhaffen in der Künstlererschaft mit gewissen einflußreichen Leuten nicht verderben wollten. Emmerich Winzer bekam ein Sonderkabinett.

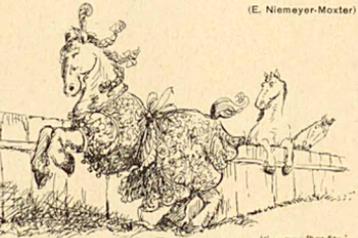
Das alles veränderte seine einfache, weltfremde Seele nicht. Er hatte auch nicht geglaubt, daß eine Professorenstelle an der Akademie zu denken sei, und sich über allen Wolken gefallenen, als der Minister sie ihm übertrug.

Seitdem wagte ihn keine Jury mehr abzulehnen. Dagegen fiel Haberkorn aus, dessen Alkoholkonsum damit so gigantisch wurde, wie es früher nach Emmerichs Meinung seine Kunst gewesen war. Die künstlerische Neigung hatte sich inzwischen wieder dem Gegenständlichen zugewandt und bevorzugte die Heimatkunst. Das löste bei Emmerich eine große Fruchtbarkeit aus. Obwohl er gar nicht aus der Gegend stammte, um die es ihm ging, sondern aus einer, in der nur wenig Bilder gekauft zu werden pflegten, wurde er der künstlerische Repräsentant seiner Wahlheimat.

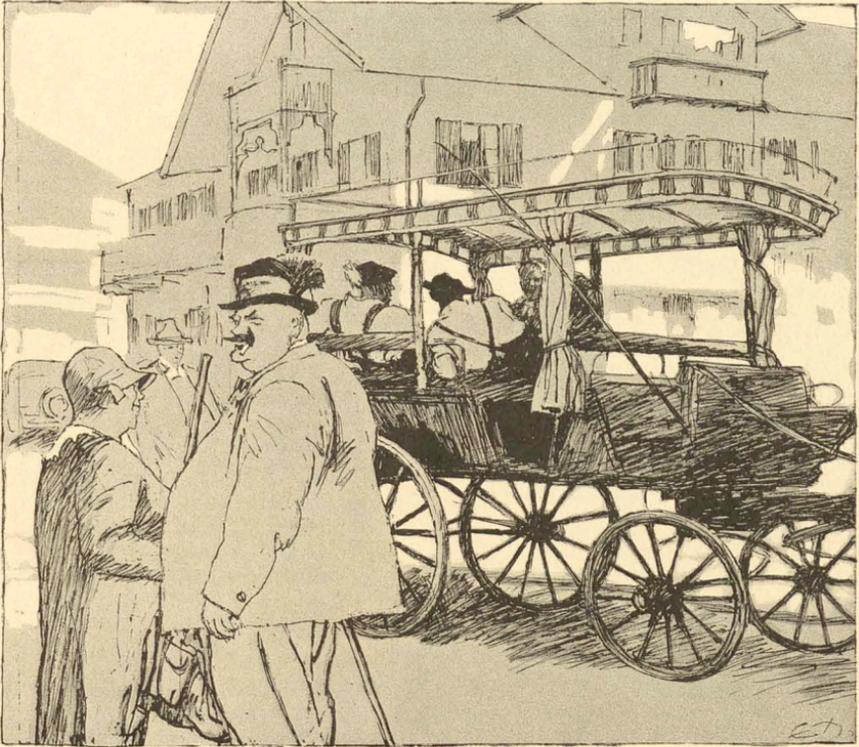
Kein Wunder, daß sich die Öffentlichkeit mehr mit ihm beschäftigte, als seiner scheuen Natur lieb war. Beinahe täglich las man etwas über ihn. Viel Aufsehen erregte sein Austritt aus der Partei des Ministers, der öffentlich begründete, daß niemand glauben sollte, er habe ihn vollzogen, weil die Tage der Regierung gezählt waren.

Inzwischen ist nun Emmerich bei der Augenschwärmerei für die Frauen nicht stehen geblieben, sondern zu entschlossenem Handeln übergegangen, wobei er, wie es bei berühmten Leuten üblich sein soll, ältere Rechte nicht immer respektierte. So war es auch mit seiner Liebe für Ely, die vollständig weibliche Gebilde, das sich mit einem äußerst schwächlichen Lyriker zusammengesetzt hatte. Ihn glaubte Emmerich im Notfall auch körperlich überlegen zu sein, denn er hatte inzwischen einen ziemlichem Brustumfang und einen kleinen Spitzzauch bekommen, wie ihn Idealisten zu haben pflegen. Dieser Lyriker aber, der übrigens auch blaue Augen hatte, wenn auch nicht so schöne wie Emmerichs, wurde nun seinerseits mit Haberkorn befreundet, was Emmerich unbekannt gewesen zu sein scheint.

Die Mitteilung dieser Tatsache genügt für jeden phantasievollen Leser, um sich zu erklären, warum Professor Emmerich Winzer eines Nachts aus der Wohnung eines jungen Dichters in eine Klinik gebracht werden mußte, wo er sich längere Zeit wegen einiger Rippenbrüche und starker Kontusionen aufgehalten hat.



(E. Niemeyer-Moxter)



„Was, in dem Rumpelkasten sollen wir fahren? Das ist ja schrecklich unbequem!“ — „Bitte, Amalie, härte dich ab!“

und als der Mann mit den vier blauen Augen bekannt gewesen ist.

Weniger vornehme Naturen wie er hätten vielleicht nach der Polizei gerufen. Er aber schob alles auf einen Verkehrsunfall, was ja auch richtig war. Da er inzwischen in jeder einigermaßen bedeutenden Jury saß, bekam er bald Bilder von Haberkorn zur Beurteilung. Während er ihn bei den Ausstellungen, die vor dem geheimnisvollen Zwischenfall lagen, immer abgelehnt hatte, sagte er diesmal: „Vielleicht etwas kraftmeierisch, aber immerhin gekonnt.“ Eines von den andern Mitgliedern der Jury meinte: „Es ist eine Freude, zu sehen, wie der Kerl hinhalten kann.“ Und ein weiteres setzte hinzu: „Dem Ochsen, der da drischt, soll man das Maul verbinden.“

Es scheint also doch etwas durchgesickert zu sein — wegen des Verkehrsunfalls. Die Kritik hatte jetzt wieder weniger Interesse für Emmerich und mehr für Haberkorn. Ihr Oberbrotze schrieb über diesen: „Man braucht kein blaues Auge zuzudrücken, um zu sehen, daß hier eine ursprüngliche Natur ihr Lebensrecht gegenüber limonaden-süßer Kraft- und Saftlosigkeit verteidigt.“

Professor Emmerich Winzer aber sagte zu seinen Meisterschülern: „Niemand werden in der Kunst die Gesinnungslosen und Unwürdigen aussterben, die sich durch Speichelleckerei eine Stellung zu machen suchen. Der wahrhaft Große ist immer allein. Er vertraut nur seinem Können und den dunklen Gewalten in seiner Brust.“

Dabei zeigte er seine schönen blauen Augen und ließ sie zur gleichen Zeit den angenehmen Busenansatz betrachten, der im Ausschnitt einer niedlichen Schülerin von seinem erhöhten Standpunkt aus sichtbar wurde.

Ernstere Sorgen um den stud. theol.

Gerade jetzt, wo alles blüht und frohe Resultate winken, sehn wir mit Kummer im Gemüt die Zahl der Theologen sinken —

das heißt, präzipiter ausgedrückt, die Zahl der Herren Studiosen, die zweckbewußt und weltentrückt zum Dienst am Worte sich entschlossen.

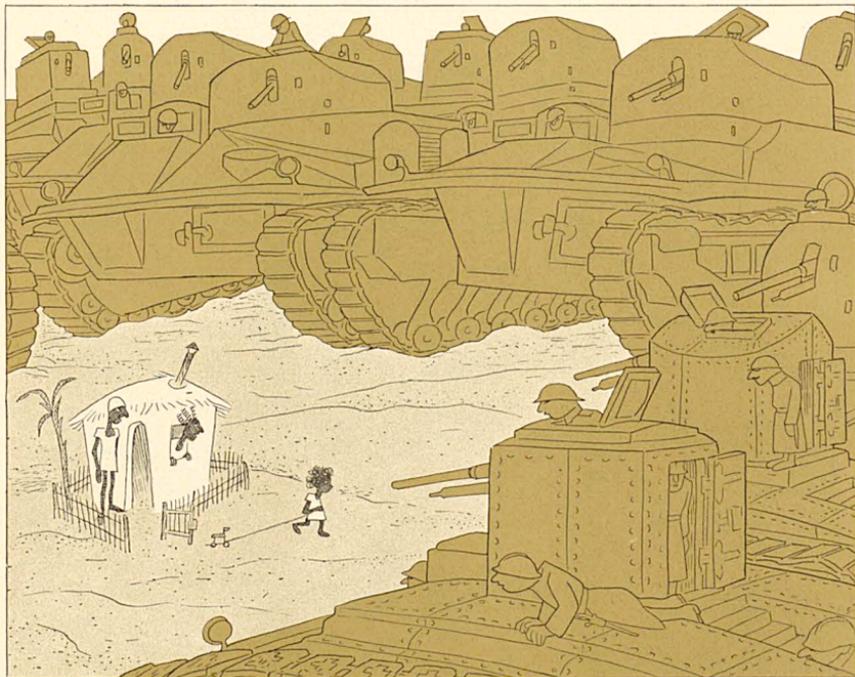
Was nun, wenn das so weiter frißt? Wenn schließlich, Seelen einzirenten, kein Fachmann mehr vorhanden ist? — Man wagt es gar nicht auszudenken!

Mög' bald der Geist des Rückgangs fliehen — das wünschen wir uns sehnlichst alle — aus Bonn, Göttingen, Berlin, aus Greifswald, Erlangen und Halle!

Natatiöste

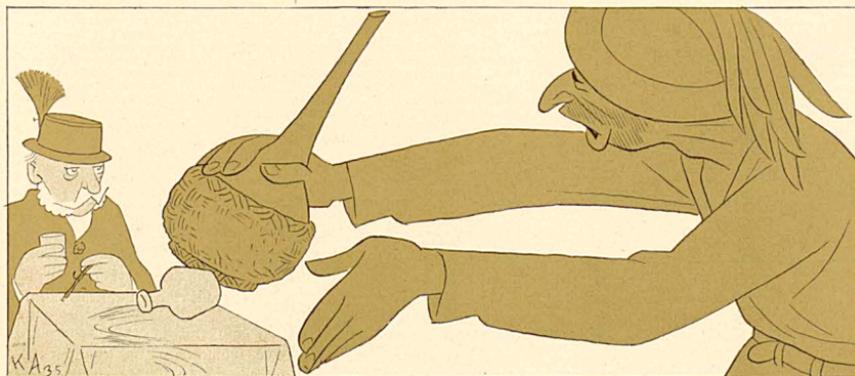
Italien
— in Abessinien:

(Karl Arnold)



„Willst du gleich hier bleiben, Zibebe, du verursachst uns sonst einen Grenzzwischenfall!“

— in Österreich:



„Weg da! Der Heurige heißt Chianti!“



„Naa, naa, es is net so g'fährli' mit de Fiaga! Wissen S', de fliag'n ja so schnell, kaum san s' da, san s' scho wieder ganz weit weg aal!“

Der vollkommene Zeuge / Von Weare Holbrook

Wenn man auf der Straße zwei sich streitend oder einen mit einem Auto zusammenprallenden Radfahrer sieht, dann fühle man sich in der Rolle des bloßen Zuschauers nicht allzu sicher! Der Zuschauer von heute ist der Zeuge von übermorgen, und man tut gut, darauf vorbereitet zu sein.

Die Wochenschau zeigte kürzlich einige Szenen aus dem Prozeß gegen den Chicagoer Gangsterführer Spike Dingbat, der ein rundes Dutzend seiner Rivalen im Rauschgiftgeschäft abgeknallt hatte. Das erste Bild zeigt einen bleichen, ungesund wirkenden Mann, der verlegen auf seiner Bank umherrückt und mit heiserer Stimme verwirrt Antworten stammelnd. Er trug einen schlecht sitzenden Anzug und zupfte nervös an seinem Kragen. Sein ganzes Aussehen machte aus ihm eine Verkörperung des Schuldbewußtseins. War er der Angeklagte Spike Dingbat? Keineswegs! Es war bloß der Zeuge J. Wilberforce, ein ehrenwerter Klavierstimmer, der zufälligweise in der Nacht der Übeltat ein Pneumatik plätzen gehört hatte.

Dann zeigte die Kamera einen andern Winkel des Gerichtssaals, und man sah einen gutaussehenden Gentleman in tadellos passendem Anzug. Er sprach mit ruh-

ger Sicherheit, und der offene Blick seiner klaren Augen flößte Vertrauen ein. Man war geneigt, ihn für einen aufstrebenden, jungen Staatsanwalt, einen Mann von makellosem Lebenswandel zu halten, der stets bereit ist, mit allen Mitteln seiner Persönlichkeit gegen das Verbrechen zum anzukämpfen. Doch Sie wissen ja jetzt, daß dies nicht der Fall war. Es war der Angeklagte Spike Dingbat selbst. Nein, der Zeuge im allgemeinen vor Gericht keine allzu rühmliche Rolle. Aber es gibt freilich auch Ausnahmen, Zeugen, die durch die Schlagfertigkeit ihrer Aussagen geradezu verblüffend wirken und von denen man den Eindruck hat, daß sie ihr Tagewerk mit der Stoppuhr in der einen Hand, die Kamera in der andern erledigen.

Die Frage „Wo waren Sie um 11 Uhr in der Nacht des 22. September?“ hat bei ihm kein verlegenes Stammeln mehr zur Folge. Er antwortet prompt: „Ich stand an der Südwestecke der Breiten Straße, gegenüber dem Wirtshaus Zur Weintraube und wartete auf die Straßenbahn.“ Und wenn von ihm eine Beschreibung dessen, was er nachher tat, verlangt wird, wird er ohne Zögern erwidern: „Ich bestieg genau 11 Uhr 04 die Straßenbahn, überreichte

dem Schaffner, der eine rötliche Nase und ein Muttertal auf der rechten Seite des Kinns hatte, das Fahrgeld und stellte fest, daß der Straßenbahnwagen die Nummer 20 889 trug.

Ich setzte mich, öffnete mein Abendblatt und begann das Kreuzworträtsel auf Seite 11 zu lösen. Um 11 Uhr 23, nachdem ich 1 bis 7 waagrecht und 2 bis 12 senkrecht ausgefüllt hatte, stieg ich an der Ecke der Langen Straße aus und ging eineinhalb Häuserblocks weit bis zum Hause Nr. 121, in dem ich wohne. Es war genau 11 Uhr 29 auf der Uhr oberhalb des Toilettetisches, als ich das Licht aufdrehte und mich vor den Spiegel stellte. Von 11 Uhr 29 bis 11 Uhr 32 stand ich vor dem Spiegel, prüfte mein Aussehen und schnitt Gesichter. Gegen 11 Uhr 33 setzte ich mich auf die Kante meines Betts, zog meinen linken Schuh aus und kratzte die Sohle meines linken Fußes. Um 11 Uhr 34 säuberte ich und zog den rechten Schuh aus, worauf ...“ Hier wird der Richter, wenn er nicht gerade ein Übermensch ist, das Verhör abbrechen und „Nächster Zeuge!“ rufen. Viele Zeugenaussagen scheinen sich heute auf eine Art von Eingebung zu gründen; der Zeuge schreibt seine peinliche Auf-

merksamkeit gegenüber allen Einzelheiten dem Umstand zu, daß er eine Vorahnung hatte, etwas Ungewöhnliches würde geschehen. Vergeblich habe ich mich bis nun bemüht, diesen sechsten Sinn in mir zu entwickeln.

Meine Vorahnungen ereignen sich gewöhnlich spät nachts, wenn das Haus im Dunkel liegt und die Geräusche des Tages erstarben sind. Ein Ruf, ein Pfiff, ein Krächchen auf der Straße, um ich sitze mit gespannten Sinnen aufrecht in meinem Bette da. Irgend etwas sagt mir auf der Stelle, daß unten sich eine Schurkartent begibt. Auf meine Taschenrühr blickend und die genaue Zeit im Geiste notierend, stürze ich dann zum Fenster und luge vorsichtig durch einen Spalt am Rande des Vorhangs. (Die Zeugenaussage über Alles, aber es hat keinen Sinn, sich in die Irre gehenden Kugeln auszusetzen.) Und während ich in die Finsternis starre, kann ich fast eine Stimme hören, die mir zuruft: „Und nun, Zeuge Holbrook, sagen Sie uns mit Ihren eigenen Worten genau, was Sie sahen, als Sie um 12 Uhr 25 aus dem Fenster schauten!“

Doch bis nun habe ich noch nichts irgendetwas Bemerkenswertes gesehen. Die Straße ist stets so friedlich wie der gesamte Hintergrund einer Bühne. Eines Nachts unterschied ich wohl eine unheimliche Gestalt, und ich wartete gespannt, bis sie aus dem Schatten hervortreten würde; aber es war lediglich der Schwager der Frau des Hausbesorgers, der einen Pudel spazieren führte.

Oft, wenn ich tagsüber durch die Stadt gehe, bemerke ich auf der andern Seite der Straße einen Haufen aufgereger Menschen. „Tollkühner Raubüberfall zu Mittag“, „Entführungsplan vereitelt!“ und ähnliche Zeitungsüberschriften kommen mir dann sofort in den Sinn. Ich laufe über die Straße und geselle mich der Menschenmenge. Aber nie sehe ich etwas anderes als einen heiseren Verkäufer von Halsbinden oder einer Kombination von Füllfeder und Kartoffelschäler.

Dies alles ist für einen angehenden vollkommenen Zeugen recht entmutigend. Dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf. Wo soviel in der Welt vorgeht, werde auch ich schließlich etwas sehen oder hören, dessen bloße Wiedergabe einem föhlichen Gerichtssaalpublikum Hören und Sehen verlegen lassen wird.

Der Unterschied

Der Kaufmann X. in dem schwäbischen Städtchen L. hat „eine Reiche“ genommen. Leider kommt sie bei den ehelichen Auseinandersetzungen gar zu gerne auf den Gedanken, ihr Mann habe sie nicht aus Liebe, sondern des Geldes wegen geheiratet. Und ihre schrille Füstelstimme schnappt gerne über, wenn sie diese Vermutung dem Gemahl an den Kopf wirft.

Der klagt seinem Freund sein Leid. Er habe es ja so satt, sich die Nase darauf stoßen zu lassen, daß er „blutt“ in die Ehe gekommen sei.

Sein Freund versucht, ihn zu trösten: „Wenn du Geld von der Bank hast, mußt du dir auch manche Mahnung gefallen lassen!“

„Schon richtig“, meint X. „aber ich muß ihr wenigstens nicht immer wieder versichern, daß ich aus purer Liebe eine Verbindung mit ihr eingegangen bin.“

Nachruf

In einem kleinen Städtchen regt ein Gemeinderat beim Ableben des Bürgermeisters an, im Nachruf die Verdienste des Verbliebenen gebührend hervorzuheben. Man möge gegen sein Wirken sagen, was man wolle, aber das müsse schließlich doch jeder zugeben, daß er in weltlichster Weise die Geschicke des Gemeinwesens gelenkt habe. Man ist im Gemeinderat nicht alleis für ein so uneingeschränktes Lob. Aber der wegen seiner scharfen Zunge bekannte Schreinermeister V. erklärt überraschenderweise, er sei mit einem derartigen Nachruf durchaus einverstanden. Das Städtchen bekomme wahrscheinlich nie ein weltlich-tüchtigeres Oberhaupt. „Er war“, sagt V., „so weit-sichtig, daß er nie auf das Naheliegende gekommen ist.“

In einem bernischen Dorfe nehmen eine Anzahl von Bauern Stadtkinder während der Schulferien in Kost und Logis. Als sich die Ferien nähern, will der Ortspolizist erfahren, wer heuer Kinder aufnimmt. Er schüttelt seine Schelle, stellt sich auf den Dorfplatz und ruft: „Die Leute, die dieses Jahr Kinder bekommen wollen, mögen sich beim Ortsvorsteher melden. Der besorgt das!“

Auf de schwäbische Eisebahna

Eines Tages regnete es ziemlich stark, aber der Bahnhof hatte ja mehrere überdachte Bahnsteige. Der ankommende Zug hielt so, daß der Gepäckwagen außerhalb des Bahnsteigdaches zu stehen kam. Der alte Gepäckbeamte lud das Gepäck auf seinen Karren und ließ diesen im strömenden Regen stehen, weil er sich anscheinend über den Regen ärgerde oder sonst eine dringliche Beschäftigung vorhatte.

Der Aufforderung des Aufsichtsbeamten, das Gepäck unter das Bahnsteigdach zu stellen, kam er natürlich nicht nach, sondern gab zur Antwort: „Dia sollet ihr Sach fortschicka, wenn's net regnet!“

Schmücke dein Heim!

(R. Kriech)



Von Hanns Lerch

Die beiden saßen mir im Eisenbahnsteig im eifrigsten Gespräch gegenüber. Sie tuschelten eine ganze Zeitlang. Als sie mich jedoch in meine Zeitung vertieft sahen, fingen sie plötzlich an so laut zu reden, daß ich ihnen zuhören mußte, ob ich nun wollte oder nicht. Einer von den beiden war recht gut gekleidet, seine schmalge-schnittenen blauen Augen blickten aus vergnügten Faltwülsten; der andere war hager, groß, über der Hornbrille strebten zwei Hautdreiecke weit hinaus ins grau melierte Haar.

„Ja“, begann der kleine Dicke, mit Frankfurt am Main ist das auch so eine Sache. Rechts haben Sie Kopenhagen links Prag, und Frankfurt liegt genau in der Mitte ...“

Der Hager nickte bedächtig.

Im Geiste flog ich von der Ostsee über der Landkarte nach Frankfurt und von der alten Handelsstadt am Main nach Prag. Mir schien es keineswegs eine gerade Linie. Nun, vielleicht meinen die beiden, daß die Schenkel dieses stumpfen Winkels gleich lang wären. Dann konnten sie recht haben.

„Übrigens ist Königsberg jetzt zwischen Preßburg und Bordeaux eingeklemmt ...“, fuhr der kleine Dicke fort.

Beinahe hätte ich „Nanu!“ gerufen. Doch da sprach der Hager schon weiter: „Dresden und Danzig liegen auch ganz dicht beisammen!“

Im Geiste tanzten die Länder Europas einfach vor meinen Augen herum. Doch vielleicht handelte es sich gar nicht um ein geographisches Gespräch, wie ich annahm, vielleicht hörte ich einer tiefgründigen meteorologischen Unterhaltung zu, und die beiden maßen die Entfernungen nur deshalb auf so seltsame Art, weil sie die Isobaren und die Isothermen genau im Kopfe hatten ...

Nein, von einem atlantischen Hoch und von dem so bitter verhalten Eindringen einer polaren Kälte-luftmasse war nicht im mindesten die Rede, denn jetzt begann der Hager das Gespräch von neuem und sagte altes Erstes: „Noch schlimmer ist das mit Belgrad und Stockholm. Kaum sind Sie in Belgrad gewesen, dann geratet plötzlich nach Stockholm, ohne etwas zu merken ...“

„Gewiß“, nickte der Dicke jetzt, Malland und Berlin gehen direkt ineinander über ...“

Mir wurde schwindelig. Das waren bestimmt keine Meteorologen, vielleicht Stratosphärenflieger ...

Gewiß, es waren Stratosphärenflieger, denn der Hager rief: „Von Paris nach Istanbul ist es nur ein Katzenprung! Und von Warschau nach Luxemburg oder von Budapest nach Wilna, sind das überhaupt noch spürbare Entfernungen ...“

„Ganz recht“, meinte der Dicke, „Lissabon und Prag gehen auch ineinander über ...“

Mir wurde immer schwüler ... So heiß schien die Sonne doch wirklich nicht ins Abstell, daß die beiden am Denken Schaden genommen haben könnten ... Lissabon und Prag ... überlegte ich verzweifelt und raste im Geiste von der Westküste der Iberischen Halbinsel bis zum Belgierland.

„Auch Genua und Thorn lassen sich einfach nicht trennen!“ sagte selenerhüder der Hager und putzte seine Brillе so gemessen, als sei der Hunderte von Kilometern weite Satz, den er soeben über die ganzen Alpen hinweg gehüpft war, nichts weiter als der Sprung von einer Treppentstufe auf die nächste ...

Ich begann schwer zu atmen und ließ die Zeitung sinken.

„Noch schlimmer ist es ja mit Stockholm und Rom“, brummte der Dicke, „diese beiden Städte liegen überhaupt auf ein und demselben Punkt ...“

„Da wurde es mir zu toll. Ich sprang auf und blickte nach der Notbremse.“

Der Hager mußte es bemerkt haben ...

„Ist Ihnen nicht wohl, mein Herr ...?“

„Nur etwas heiß“, stotterte ich, „der Flug von Stockholm nach Rom ging mir zu schnell ...“

„Wieso?“ fragte der kleine Dicke.

„Weil das in der Luftlinie ein paar tausend Kilometer Entfernung sind“, rief ich. „Sie aber sagen, die beiden Städte liegen fast auf einem Punkt ...“

„Hören Sie einmal“, erwiderte der Hager vorwurfsvoll, „Sie scheinen mir ein recht weltfremder Herr zu sein ...“ „sonst hätten Sie das zu Hause zu Ihren Ruhedunkeln nicht schon lange festgestellt ...!“

„Jawohl!“ bekräftigte der kleine Dicke, und beide hielten sich in beleidigtes Schweigen.



Der Gang nach Gradescnica / Von Alfred Baresel

Manch einer hat ein bißchen auf eigene Faust Krieg geführt, so der Soldat Otto Kolbmann. Denn man hat nicht gleich die Nerven, wie sie für große, gemeinnützige und allgemeingültige Taten nötig sind. Otto Kolbmann trainierte seine Nerven, von Fall zu Fall. Manches Unnütze und Unerfreuliche, was er tat, war nur Vorbereitung auf jene anständigste Handlung in seinem Kriegerdasein, die ich erzählen will. Zunächst aber war da die Geschichte mit den Schlangen. Otto Kolbmann hatte sie ausgeheckt, und er sollte eigentlich deswegen verhaften werden. Es gab sehr viel Schlangen im Wardartal in Mazedonien, im hohen Gras zwischen den feindlichen Stellungen wimmelte es davon. Und das Gras war völlig verdorrt. Der Heeresbericht hatte bereits achtzig Grad Hitze an der Balkanfront gemeldet. Da kam Otto Kolbmann eines Abends auf den Gedanken, das

trockene Zeug in der ganzen Breite unseres Schützengrabens anzuzünden. Die Flammen fraßen sich knisternd und in rasender Eile zur feindlichen Stellung hin. Vor dem Feuer flohen alle Hornvipern, Kreuzottern, Skorpione und plumpsten drüber in den Graben.

Otto Kolbmann mußte eine Woche lang abends Steine auf die Unterstände schleppen, zur Strafe für seine eigenmächtige Handlung. Er verzog keine Miene, denn er war sehr stolz auf seinen Einfall mit den Schlangen. Er bedauerte nur, daß das Gras so langsam nachwuchs, denn bestimmt würde er die feine Sache noch einmal machen.

Nach vier Wochen war das Gras nachgewachsen. Aber der Wind stand nun anders. Da kamen Rauch und Flammen eines Abends von der anderen Seite. Das fliehende Ungeziefer fiel über unsere Gra-

benwand herab, kroch durch die Schießscharten, und giftige Schlangen ringelten sich zu Dutzenden am Boden. Der Feind schoß mit Artillerie hinterher, in die allgemeine Verwirrung hinein. Als das Feuer nachließ, rief alles nach Otto Kolbmann. Er hatte die ganze Sache auf dem Gewissen und sollte dafür büßen. Aber er kam schon die Graben entlang mit gezieltem Seitengewehr und hieb alle Schlangen tot. Keine biß ihn. „Nur nicht weich werden!“, sagte Otto Kolbmann und schlug wütend um sich, während wir ein bißchen scheu zurückwichen.

Von Drenowo aus hatte man eine Seilbahn über den Pletwarpaß gebaut, um Lebensmittel und Munition näher an die Front bringen zu können. Denn die Serpentinien der Paßstraße hatten ihre achtzig Kurven. Kleine vierreihige Kästchen schaukelten neben uns, dann hoch über der Straße, liefen quer über Schluchten und kürzten ab, während wir in glühender Sonnenhitze mühsam die Serpentinien entlang marschierten. Sah man nach einer Stunde beschwerlichen Weges unter sich, so war da immer noch der einsame, verkrüppelte Baum, nur daß wir nun fünfzig Meter über ihm standen.

Otto Kolbmann hatte es satt. Er schwang sich auf ein Tragkästchen der Seilbahn, die gerade fast zu ebener Erde im Herunterkommen! rief der Kompagnieführer. Denn Personenbeförderung ließen die dünnen Drahtseile kaum zu. Aber Kolbmann schaukelte schon hoch oben in den Lüften. Nach zwei Stunden merkten wir, daß die Seilbahn nicht mehr lief. Irgendwo war etwas gerissen. Und am Nachmittag des nächsten Tages sahen wir Otto Kolbmann wieder: er schwebte zwischen Mast 111 und 112, dreißig Meter hoch über einer Schlucht. Die Bahn lief noch immer nicht. Er hatte eine kalte Nacht lang und einen glühend heißen Tag dort oben ausgehalten, hatte sich mit dem Lederkoppel an dem Eisenträger des Tragkastens festgeschmalt und war nun bewußtlos.

Werner Frettwurst, im Zivilberuf Fischer in Mecklenburgischen, kletterte am Mast 111 in die Höhe. Es gelang ihm, einen Strick mit einer Schlinge nach dem freischwebenden Tragkasten zu werfen und den Kasten nach dem Mast zurückzuziehen. Es gelang ihm nicht gleich. Fünfmal, sechsmal mußte Werner Frettwurst aus schwindelnder Höhe seinen Strick werfen. Dann saß er endlich fest; die Rolle, auf welcher der Tragkasten über das Seil lief, bewegte sich ein wenig. Schließlich konnte Otto Kolbmann herangezogen, losgeschmalt und bewußtlos am Mast heruntergelassen werden. Er lag vierzehn Tage lang im Lazarett in Prilep. Dann war er wieder da.

An einem schönen Oktobermorgen bekam Werner Frettwurst, als er im Graben auf Posten stand, einen Vollertrifer. Das kommt nur sehr selten vor, daß ein Mensch von der Granate unmittelbar getroffen wird. Ein Splitter kann verwunden, töten — aber das Geschloß selbst ist unbarnbarziger.

(Schluß auf Seite 108)

Der Egoist

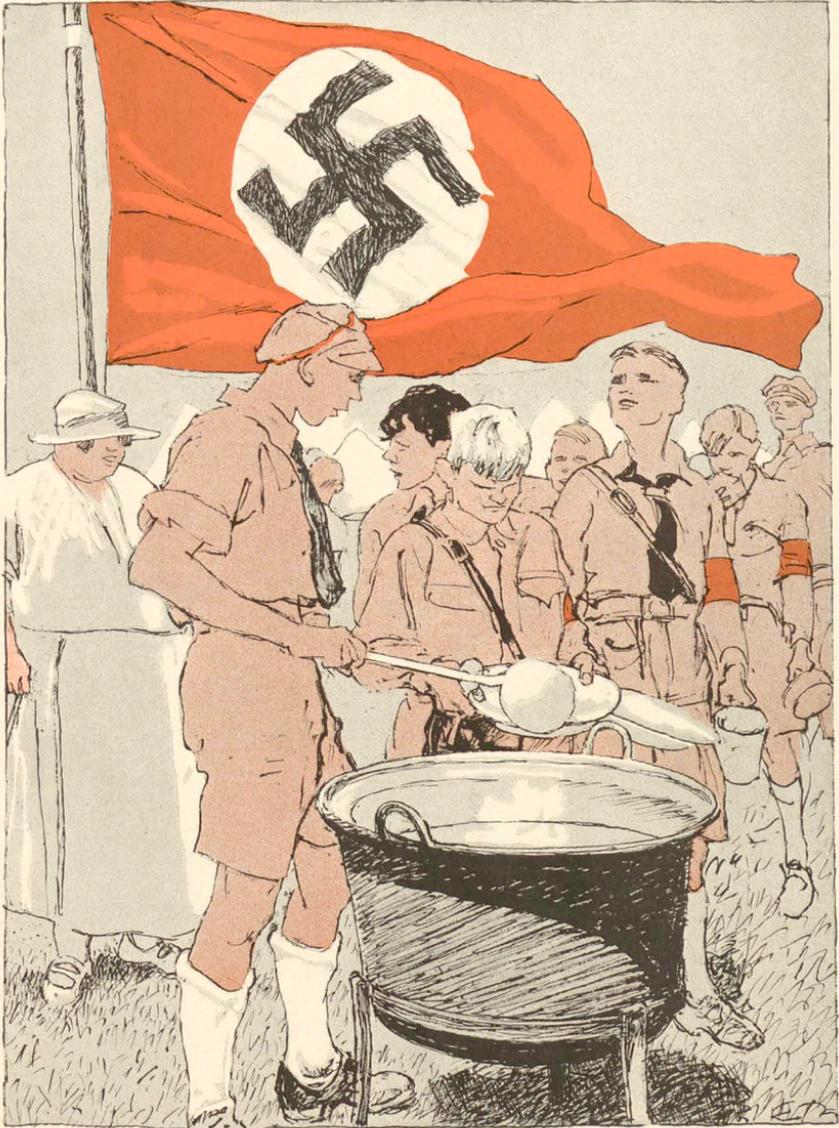
(Jos. Sauer)



„Können S' uns vielleicht a Markl wechsell, Herr? Mir ham koa Zehnerl zum telefonier'n.“ — „Können tät i scho, aber mögn tua i net!“

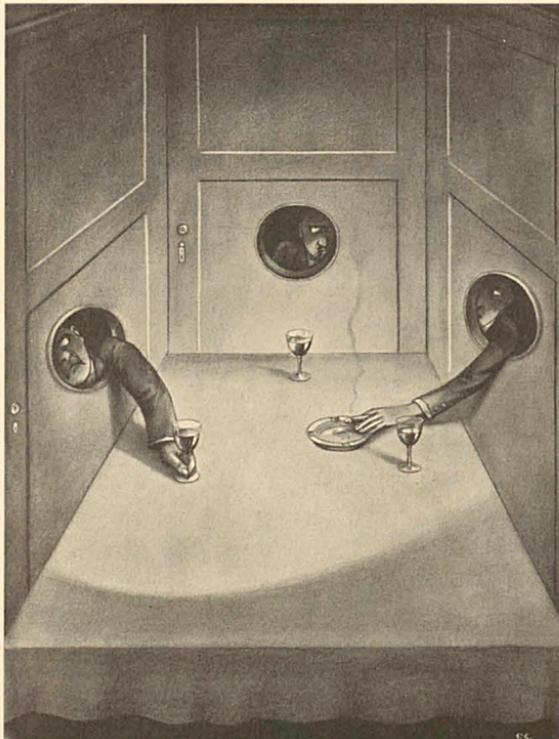
Abkochen

(E. Thöny)



„Na, Kinder, das ist aber ein einfaches Essen! Was habt ihr denn dazu?“ — „Appetit!“

(Schluß von Seite 104)



Wie sollten wir den lieben Kameraden bestatten, was seinen Angehörigen mitteilen? Unsere Nerven waren nicht abgehärtet, denn wir lagen nicht im Trommelfeuer, wie in den schweren Schlachten des Westens. Der Hochgebirgskrieg ist anders. Seit vielen Tagen war auf die Bergspitze, die wir zu verteidigen hatten, kein Brot mehr gekommen. Der einzige gangbare Weg zu uns führte über eine rüde Anhöhe, auf die der Feind dauernd eine kleine Gebirgskanone haarscharf eingerichtet hielt. Sobald ein Maultier mit den Brotkörben die Höhe erklimmen hatte, saß die Granate schon da. Man ging nur nachts über diesen Weg. Da schoß es auch, aber es war mehr Zufall, und man hatte einige Aussicht durchzukommen. Aber Maultiere oder gar Pferde — die hörte man drüben, und so war es wieder nichts mit dem Brot...

Da — ging nicht eben, bei hellictem Tage, ein Mann den diesseltigen, so gefährlichen Weg hinauf? Wir sahen durchs Glas: es war Otto Kolbmann. Er trug eine schwere Last auf dem Rücken, in einem zusammen-geschürnten Zeltuch. Jetzt war er oben — wir hielten den Atem an. Hinter uns ein kurzer, knallender Abschuß, in den engen Tälern vielfaches Echo weckend, und auf der Anhöhe spritzten Steine und Geröll empor. Als der Druck sich wieder gelegt hatte, sahen wir Otto Kolbmann unverseht mit seiner Last über die Höhe des kleinen Berges verschwinden.

Drüben ging es hinter ein Tal, und wieder einen Berg hinauf, und weiter hinunter. Otto Kolbmann legte seine Last am Gebirgsbach ab, denn es war Nacht geworden. Er warf sich ins Farnkraut und schlief. Bis Gradesnica, bis man aus dem Urwald herauskam, waren es noch sieben Stunden beschwerlichen Weges. Ein scharrendes Geräusch jagte ihn wieder empor. Er hörte heiseren Atem. Wölfe? Ein bulgarischer Tragtierführer, der mit Brot aus Gradesnica kam, sollte von Wölfen zerrissen sein. Otto Kolbmann glaubte nicht daran. Es waren verwilderte Hunde, aus zerschossenen Dörfern vertrieben, hungrig umherlungernd. Aber auch sie mußten erlegt werden, denn sie schnupperten aufgeregt an seinem zusammen-geschürnten Zeltuch.

Als es dümmerte und die schmalen Gebirgspfade wieder zu finden waren, verscharrte Otto Kolbmann die erschossenen Hunde, nahm seine Last wieder auf den Rücken und ging weiter nach Gradesnica. Hier stand die kleine Kirche noch, mit dem Friedhof darum, immer noch in Obhut eines furchtlos ausharrenden Popen. Auf diesem Friedhof hat Otto Kolbmann seinen Freund Werner Frettwurst bestattet und ihm ein kleines Holzkruc auf das Grab gesetzt. Der Pope hat es gesegnet. Wir sahen das Holzkruc später, als wir durch das Dorf marschierten, nach einer anderen Stellung.

Mädchenmedaillon

In vielen Tagen (lange ist es her
Und sie erscheinen mir wie eine Gruff)
Gab's ein Gesicht. Ich liebte dieses sehr.
Von ihm behielt ich nur noch Seufzluft.

Im Raum der kleinen Stadt war es ein Licht.
(Was war noch sonst? Ein Brunnen ohne
Maß,
Erdinn're Melodie.) Ein drittes weiß ich
nicht,
Weil außer ihr und ihm ich anderes vergaß.

Wem war das Antlitz? Einem Engel des
Barock,
Der fröhlich lächelte, wenn ich bei ihm war.
Das kommt nicht mehr: der ungeny're Schoß
Aus Schmerz und Glück, dies liebste nahe Paar.

Um ihre Türe noch Gewürz, weißlockend, stark,
Ihr Zaubervater hatte einen Traumbasar:
Wenn er auch nur die stillen Alltagsdinge barg,
Wenn er auch nur ein Kleinstadtladen war!

Sehr helles Blau im Auge. Dieses traf
Mich tief. (Es wußte andres fort.)
Es ging mit in den knabenwilden Schlaf.
Es war ein Blau, Blau aus dem Vogelorn!

Es leuchtete bei Sonnenglut und Wind
Und glühte Anmut, zärtlich, hufschend, faßt.
Im Ausdruck war es ganz ein fränkisches
Marienkind,
Holzschneder hatten eines an das Kirchen-
tor gemacht.

Vor Dämmerung vernahm ich oft Klavier,
Stiße aus Läufen, schnell gepertelt und leis.
Ich wußte es: es war das Spiel von ihr.
Ich horchte unermüdet hin und wurde stolz
und heiß.

Anton Schnad

Alpines

In „Meyers Reisebücher“, Sächsisches
Schweiz 1898, lese ich:
„Der Künigsberg und gilt noch heute
in weiten Kreisen als unenehmbar, obwohl
er der heutigen, wesentlich vervollkomm-
neten Belagerungskunst auf die Dauer
kaum widerstehen könnte. Tatsache ist
aber, daß er bisher noch nie einem Feinde
durch Gewalt in die Hände gefallen ist;
allerdings hat sich auch noch niemand die
Mühe gegeben, die Festung ernstlich zu
belagern, da ihre strategische Bedeutung
gering ist...“

Gebracht oder geholt?

Ein pfälzischer Bauer kommt in der Stadt
aus einem Bankhaus heraus: Da sieht ihn
ein Bekannter und fragt: „Na, Josef,
du gehst gebären, die Festung ernstlich zu
belagern, da ihre strategische Bedeutung
gering ist?“
„Drauf der Bekannte: „Jetzt, —
hoscht geholt!“

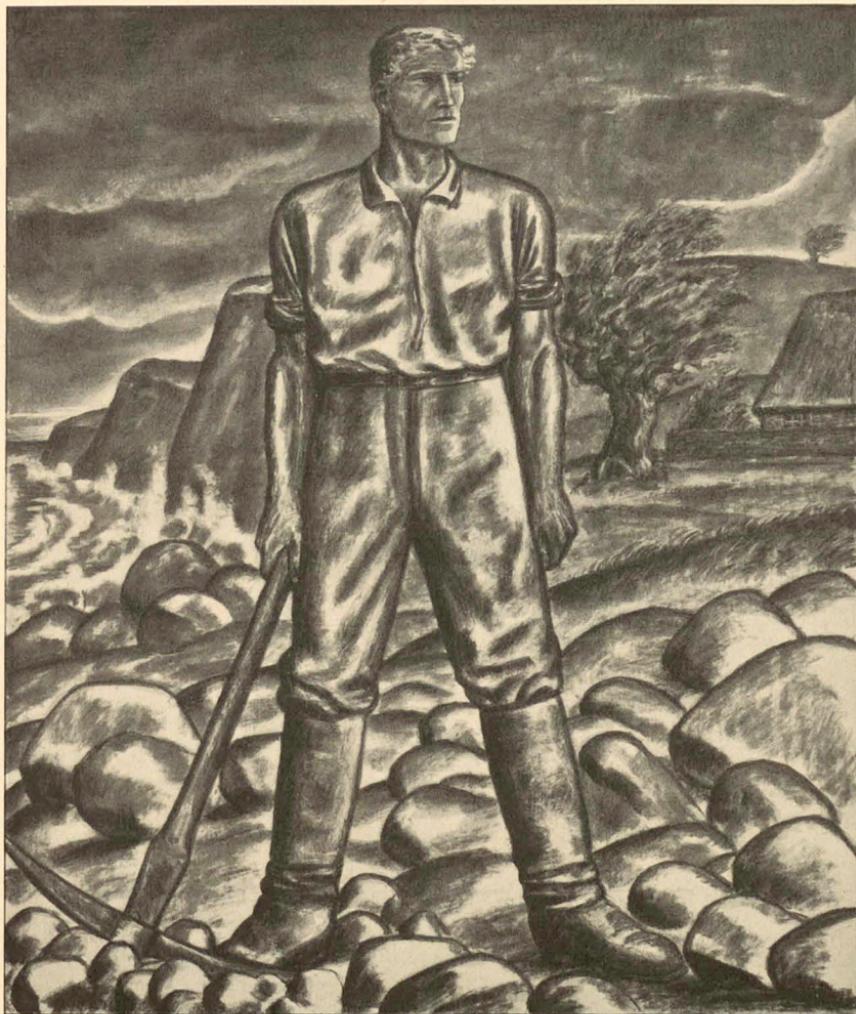
Überflüssig

Müller hat Meyer ein Buch geschenkt.
„Vielen Dank“, sagt Meyer, „aber wozu
das? Ich bin doch in der Leihbibliothek!“

Deutsche Stimmen

XVIII

(E. Schilling)

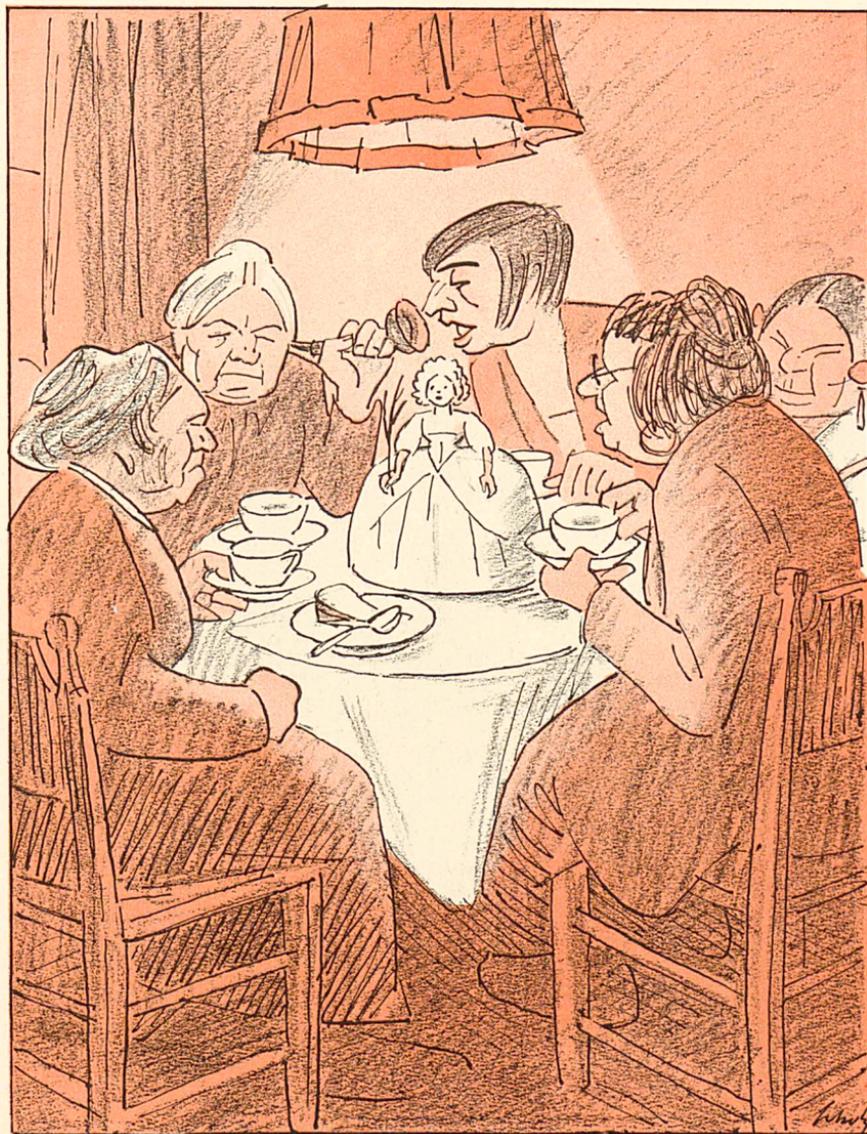


„Gott hat uns in eine Situation gesetzt, in welcher wir durch unsere Nachbarn daran verhindert werden, irgendwie in Trägheit oder Versumpfung zu geraten.“

Bismarck

Die Völkerbundstanten

(W. Schulz)



„Wir haben jetzt die sechsundachtzigste Rats-Tagung.“ — „Die wievielte?“ — „Die sechsundachtzigste Tagung.“ — „Merkwürdig, daß es trotzdem noch so dunkel ist . . .“